

lich aber nur zum Scheitern fähig. Nur in der Einsamkeit vermag dieser Musiker nicht vorhandene Orchester zu dirigieren und Bedeutendes zu schaffen, auch wenn davon nach wochenlanger Klausur nichts auf dem Papier steht. So gesehen ist er ein später Nachfahre von E.T.A. Hoffmanns Künstlerfiguren.

Martin Mosebachs Liebe zur Gregorianik und Rafik Schamis Musikmotiv in seinen Märchenerzählungen gelten die Schlussbeiträge zu diesem Band von Marek Jakubów und Ewelina Tkacz. Während der Beitrag zu Mosebach zu wenig ausgearbeitet ist und von einer zu schmalen Textbasis ausgeht, kann Tkacz mehr überzeugen. Als fruchtbar erweist sich ihre Unterscheidung von magischer und nicht-magischer Musik, Lieder zumeist, und ihrer Verwendung in narrativen Kontexten. So kann das Lied Handlung kommentieren und Veränderungen buchstäblich herbeisingen. Die Analyse zeigt, wie Musik in europäischen Märchen zumeist eine magische Funktion erfüllt; Märchen aus dem arabisch-persischen Kulturkreis operieren dagegen mit nicht-magischen Musikformen, die in die konkrete ‚Wirklichkeit‘ des Märchens eingreifen. In Schamis Märchen nun finden Synthesen zwischen beiden Musikformen statt, wie Tkacz zeigt; hinzu kommt ein besonderes Instrument, das arabische Oud, auf dem bei Schami zuletzt europäische Lieder gespielt werden.

Dass dieser Band mit einer solchen Kultursynthese, beziehungsweise Kultursymbiose unter musikalisch-instrumentalen Vorzeichen endet, ist eine von den Herausgeberinnen sinnig arrangierte, wenn nicht komponierte Pointe. Wünschenswert wären – zumindest in einigen Fällen – monographische Fortsetzungen dieser musikpoetologisch klangträchtigen Ansätze, damit aus ihnen wirkungsmächtige Studien werden können.

DOI: https://dx.doi.org/10.1553/spk52_2s245

Rüdiger G ö r n e r (London)

MARC LACHENY, MARIA PIOK, SIGURD PAUL SCHEICHL, KARL ZIEGER (Hrsgg.), *Französische Österreichbilder – Österreichische Frankreichbilder* (= Forum: Österreich; Band 12), Berlin (Frank & Timme) 2021, 276 S.

Dieser aus einer Innsbrucker Tagung hervorgegangene Sammelband versteht sich als Beitrag zur Imagologie, „also zur Analyse des Bilds, das von der Kultur eines Landes, des eigenen oder eines fremden, durch die Literatur vermittelt wird“ (7). Nun sind bestimmte Bilder des jeweils fremden Landes oft nichts anderes als Stereotypen, während andere Autoren originelle und differenzierte Darstellungen anbieten. In der Adaptation der Comédie-ballet ›Le Plaisir‹ von Abbé Marchadier aus dem Jahr 1747 durch den Jesuiten Matthias Geiger aus dem Jahr 1765, die Veronika Studer-Kovács im ersten Beitrag zu diesem Band aus der Versenkung hervorgeholt hat, sind die Frankreich-Bilder nichts anderes als nationale Klischees.

Viel subtiler und interessanter sind die Frankreich-Bilder Rudolf Kassners, die Marie-Claire Méry studiert, oder Stefan Zweigs, wie der Beitrag von Wolfgang Pöckl zeigt.

Andere Beiträge sind mehr der Rezeptionsforschung (z. B. Sigurd Paul Scheichls Studie zur „Französischen Literatur in den literarischen Beilagen der *Neuen Freien Presse* 1901 bis 1910“) oder der Kulturtransferforschung (z. B. Norbert Bachleitners Aufsatz über ›Gérard van Swieten, censeur de la littérature française sous l'impératrice Marie-Thérèse‹ oder Fanny Platelles Untersuchung der ›Diffusion des opérettes d'Offenbach par les théâtres viennois de 1856 au début du XXe siècle‹) als der Imagologie zuzuordnen.

Kann man die eigene, bzw. eine fremde Kultur beschreiben, ohne Stereotypen zu verwenden? Norbert Bachleitners und Juliane Werners Untersuchung über ›Das Frankreichbild in österreichischen Schulbüchern des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts‹ gibt auf diese Frage eine ernüchternde Antwort. Die Tatsache, dass „die Unterrichtsmaterialien häufig unter Beteiligung von aus Frankreich stammenden Autoren verfasst wurden“, führte dazu, dass „das im Raum B (Österreich) verbreitete Bild (Heterostereotyp) von Raum A (Frankreich) von dem im Ursprungsland vorherrschenden Bild (Autostereotyp) geprägt oder stark beeinflusst“ war (59). Im Schulbuch ›La France moderne. Histoire, géographie, littérature‹ von Henri Bornecque und Benno Röttgers (Wien, F. Tempsky, 1913) wurden Heterostereotypen unter Verwendung von französischen Autostereotypen nach heimischer Art hergestellt: Die französische Bevölkerung wurde in „Volkstämme“ unterteilt, die jeweils einer Landschaft entsprachen (Flamands, Normands, Bretons, usw.) und durch ihren unverwechselbaren Volksgeist charakterisiert wurden. In einem Fall wird sogar die literarische Quelle genannt: „Corse: bouillant, voir *Colomba* de Mérimée“ (68).

Die Grundhypothese der Herausgeber des vorliegenden Sammelbands ist, „dass sich der kulturelle Austausch zwischen Frankreich und Österreich etwas anders abgespielt hat als der zwischen Deutschland und Frankreich, obwohl die Kontakte oft über andere deutsche Staaten, nach 1871 über das Deutsche Reich gelaufen sind. In Frankreich hat man oft zwischen Österreich und Deutschland nicht unterschieden – doch manchmal, zumal in Zeiten französisch-deutscher Spannungen, war es in Paris opportun, österreichische Leistungen als spezifisch ‚österreichisch‘ wahrzunehmen“ (8). Diese im Vorwort formulierte Hypothese, die im vorliegenden Sammelband nicht weiterentwickelt wird, liest sich wie die Zusammenfassung eines umfassenden Forschungsprojektes. In solch historischer Breite (von ca. 1740 bis 1938) gibt es noch keine synthetische Darstellung der österreichisch-französischen Kulturtransfers. Dafür aber verfügt man über eine beträchtliche Menge von Aufsätzen und Büchern zu einzelnen Perioden und Themen (vgl. die von Thomas Angerer aufgestellte Österreichisch-Französische Bibliographie, <<http://www.univie.ac.at/Geschichte/oefb/>> [13.01.2016]). Also wäre ein wenigstens skizzenhafter Überblick über den Stand der Forschung eine willkommene Ergänzung dieses reichhaltigen Sammelbands gewesen.

Ein solcher Überblick müsste die starken Wandlungen des Österreichbegriffs „im langen Zeitraum von der Mitte des 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts“ (8) berücksichtigen. In dieser Hinsicht ist Martina Mayers Beitrag ›Autriche (Géog.) pays d'Allemagne: Österreich in der ENCYCLOPÉDIE‹ besonders aufschlussreich. „Autriche“ ist in der Epoche Diderots ein geographischer Begriff und bezeichnet „un pays d'Allemagne, borné au nord par la Bohême & la Moravie, à l'orient par la Hongrie, au midi par la Styrie, à l'occident par l'archevêché de Salzbourg“ (99). „L'Allemagne“ bedeutet in diesem Zusammenhang das Heilige Römische Reich, so dass Wien in der ›Encyclopédie‹ „peut en quelque façon être regardée comme la capitale de l'Allemagne, car elle est depuis long tems la résidence ordinaire des empereurs“; auf diese Information folgt eine abschätzige Bemerkung: „Cependant elle n'en est pas plus belle“ (102). „Österreich“ im Sinne von „österreichischer Monarchie“ wird in der ›Encyclopédie‹ als „Maison d'Autriche“ bezeichnet. Das Österreichbild der französischen Enzyklopädisten dürfte, vermutet Martina Mayer, „von einer lang andauernden Rivalität geprägt sein, das den Erwartungen der Öffentlichkeit wie auch des Staates entsprach“ (105).

In diesem Punkt kann man hinzufügen, dass der Artikel ›Preußen (Prusse)‹ in der ›Encyclopédie‹ viel ausführlicher und positiver ausfällt: „Devenu redoutable à la maison d'Autriche par sa valeur, par la gloire de ses armes, par plusieurs batailles qu'il [Friedrich II.] a gagnées consécutivement, il tient seul aujourd'hui, par ses hauts faits, la balance en Allemagne, contre les forces réunies de la France, de l'impératrice reine de Hongrie, de la czarine, du roi de Suède, et du corps germanique. [...] Frédéric II, né en 1712, a depuis 20 ans donné à l'univers le spectacle rare d'un guerrier, d'un législateur et d'un philosophe sur le trône.“ Wahrscheinlich hätten die Enzyklopädisten nach 1780 anders über Österreich gesprochen und, wie Johann Pezzl in ›Faustin oder das philosophische Jahrhundert‹ (1783), Joseph II. als „die Philosophie auf dem Thron“ betrachtet.

Wie katastrophal der Bruch war, den der Erste Weltkrieg in den österreichisch-französischen wie in den deutsch-französischen Kulturbeziehungen bewirkte, macht der Kontrast zwischen dem „außerordentlichen Ansehen der französischen Kultur in Zentraleuropa“ (167) im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, dem Sigurd Paul Scheichl in seiner Studie zur ›Französischen Literatur in den literarischen Beilagen der ›Neuen Freien Presse‹ 1901 bis 1910‹ nachgeht, und der „Franzosenhysterie“, die Aneta Jachimowicz in der österreichischen Presse der 1920er Jahre feststellt, auf geradezu erschreckende Weise fühlbar. Auch die drei österreichischen historischen Romane der frühen 20er Jahre (von Enrica Handel-Mazzetti, Anna Wittula und Robert Hohlbaum), die Jachimowicz ausgewertet hat, strotzen vor Frankreich-feindlichen Ressentiments. In diesen drei Romanen wird die Ranküne gegen die französische Siegermacht auf Episoden der Napoleonischen Epoche zurückprojiziert: die „Franzosenzeit in Graz“, die Befreiungskriege und die Zeit des Tods von Napoléon Bonaparte auf der Insel Helena.

Für Tirol haben französische Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts immer wieder eine besondere Sympathie gehabt. Karl Zieger stellt in seiner Studie über ›Fran-

zösische Tirol-Bilder im 19. Jahrhundert fest, dass der Katalog der französischen Nationalbibliothek für diese Periode nicht weniger als 180 Bücher zum Schlagwort „Tyrol“, zum Schlagwort „Styrie“ jedoch nur sieben ausweist. Louis Vignet z. B. schwärmt in *Les Etapes d'une berline à travers le Tyrol, l'Engadine et les Grisons; juin 1864* (1880) über die „Perle der österreichisch-ungarischen Krone“: „La Suisse n'est pas plus belle. L'empereur François-Joseph, dans les écrins de sa couronne austro-hongroise, n'a pas de perles comparables à sa perle du Tyrol“ (254).

›Tyrol‹ (1930) von André Chamson (1900–1983) ist das Thema von Sigurd Paul Scheichls den vorliegenden Sammelband abschließendem Beitrag. Es stimmt vielleicht, dass dieses Buch „literarisch zu Recht vergessen ist“ (268) und nur noch dokumentarischen Wert besitzt. „Wie bekannt es in Frankreich gewesen ist, konnte ich nicht feststellen“, schreibt Scheichl (268). Um die französische Rezeption genauer einzuschätzen, müsste man in den Zeitschriften und in der Presse der 1930er Jahre nachforschen. Ganz unbeachtet sollte das Buch nicht geblieben sein, da der Romancier und *intellectuel engagé* André Chamson 1930 schon ziemlich bekannt war. Seine literarische Karriere war 1925 durch den Roman ›Roux le bandit‹ [Deutsch: ›Der nicht mit den anderen ging...‹ (1949)] lanciert worden – die Geschichte eines Kriegsdienstverweigerers im Ersten Weltkrieg, der als *pacifiste intégral* dargestellt wird. Romain Rolland hatte ›Roux le bandit‹ in einem Brief an den Autor gelobt. 1926 hatte Édouard Daladier als *ministre de l'Instruction publique* Chamson zu seinem *chef de cabinet adjoint* ernannt. 1927 hatte Chamson den Essay ›L'homme contre l'histoire‹ (›Der Mensch gegen die Geschichte‹) veröffentlicht, in dem er die Rechte des Einzelnen gegen alle ihn unterwerfenden Mächte verteidigte.

In ›Tyrol‹ beschäftigt sich André Chamson vor allem mit dem Südtirol-Problem, das seiner Ansicht nach für die Österreicher die gleiche Bedeutung hat wie das Problem Elsass-Lothringen für die Franzosen vor 1914. Die Hoffnung auf die Wiedergewinnung Südtirols schüre in Österreich den Hass gegen das „Diktat“ von Saint-Germain-en-Laye und verstärke den großdeutschen Nationalismus und die Sehnsucht nach dem „Anschluss“ an Deutschland, meint Chamson. Scheichl fragt sich mit Recht, „wieweit Chamson die Auswirkungen des Südtirol-Problems auf die österreichische Politik überschätzt“ (263). Immerhin ist das ›Tyrol-Buch von André Chamson auch ein Plädoyer gegen alle nationalistischen Kriegsgelüste: Der Kampf um ein verlorenes Grenzgebiet sei nicht wert, den europäischen Frieden aufs Spiel zu setzen.